

Krankenbesuch.

Er war so jung; so ganz erfüllt von Licht
und heit'rer Zukunftszubersicht;
des Zweifels bar und der Gewißheit reich:
Ein jeder Tag mit seinen bunten Stunden
sei Tat und Fest zugleich;
sei Ziel und Weg
und mit dem morgen brüderlich verbunden,
wie er am gestern hängt.

Was in uns wirkend zur Gestaltung drängt,
und sich vollendet außer uns als Tat,
war Schritt und Stufe ihm,
war Frucht und Saat;
viel schöne Blüten sah er in der Ferne.
Wenn ich die Sonne noch nicht haben kann,
so sprach er oft, erfreuen mich die Sterne.
Bin ja noch jung und wohl der rechte Mann,
daß andere aus mir entspringen werden,
die froh vollenden, was ich hier begann.
Die Kinder, Freund, die sind das Salz auf Erden!
Wer will sich da mit Zweifeln sorgen?
Wir sind das heute, sie das morgen,
dem nah sich die Erfüllung zeigt.
Wohl ihnen, deren Angesicht
den Tag einst schauen wird, das Licht . . .
Die Menschheit steigt. —

Und nun? Still gab er mir die Hand.
Ein fahles Antlitz sah aus dem Verband
mit müden Augen, leer und stier.
Sie schauten wie aus weiter Ferne her zu mir,
als sei der Leib, doch nicht die Seele da;
als kreife sie im Raume wurzellos
um Furchtbarkeiten riesengroß,
die nie ein menschlich Auge sah.

— Kennst Du mich nicht? —
Es suchte leis in seinem Angesicht.
Er nickte, flüsterte dann zu mir hin:
Kennst Du mich denn? Weist Du denn, wer ich bin?
Seitdem ein Kolben diesen Schädel traf,
liegt das was Freund dir war, im letzten Schlaf.
Vald stirbt, so hoff' ich, auch der trübe Rest . . .

— Und sahst in jedem Tage einst ein Fest. —
Bild schaute, sah mich die Grimasse an:
Wird dem ein Fest, der nicht mehr schaffen kann?
Dem man die Hoffnung aus der Seele riß,
und der nun wandelt in der Finsternis?

— In sie auch fällt wohl noch ein Lichter Schein:
Die nach Dir kommen, werden Hoffnung sein. —
Er sah mich an, leer, müde, tief verloren,
in ferne Schrecken eifern festgebannt:
Was ist der Mensch? Aus Liebe wohl geboren
und dann im Haß verweht wie dürrer Sand.
Ein Tier, von hochmütollem Wahn besessen,
geübt in Worten schöpferisch und mild,
geübt noch, die Worte zu vergessen,
und von Vernichtung ganz und Wut erfüllt.
Sein Wesen: Schein und Widerspruch,
bis er dann im Zusammenbruch
den Tod sieht als Erlöser sich'n . . .

Wohl ihnen, die das Licht nie seh'n!
Denn nur die Lebenden sind die Verlorenen,
und glücklich nur die Ungeborenen . . .

Er seufzte, lächelte . . . Dann kam die Ruh'.
Die Schwester drückte ihm die Augen zu.
Ernst Preczang.

Der Laubenkolonist.

Seit Ausbruch des Krieges habe ich hier mehrfach Ratsschläge erteilt, die den durch die Kriegslage veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. Es liegt jetzt nicht nur im ureigensten Interesse eines jeden Laubenkolonisten, Garten- und Parzellenbesitzers oder -pächters, an die ich mich auch wende, durch sachgemäße Maßnahmen dem Grund und Boden die höchsten Erträge abzurufen, sondern es liegt dies auch im Interesse der Allgemeinheit. Die notwendigen Nahrungsmittel, namentlich die Landesprodukte, steigen ständig im Preise. So ist u. a. der Preis der Erbsen, unserer wichtigsten Hülsenfrucht, stark in die Höhe gegangen, auch eine erhebliche Teuerung der weißen Bohnen trat ein. Die gegenwärtigen Preissteigerungen wiegen um so schwerer, als sie sich naturgemäß auch auf Getreidearten, Obst, Gemüsearten usw. erstrecken, die wir im Lande nur wenig oder gar nicht anbauen können, wie Reis, Kirschen, Kaffee, Kakao usw. Mittelbar ist ja der Laubenkolonist und Kleingartenbesitzer nicht in der Lage, auf die Preisgestaltung der Boden-erzeugnisse einwirkend oder regelnd einzuwirken, aber doch unmittelbar dadurch, daß er die Marktlage erleichtert und die Nachfrage vermindert, indem er so viel als möglich zum eigenen Bedarf heranzieht. Um den ganzen Bedarf an Gemüse, zum Teil auch an Hülsenfrüchten für eine Familie von mäßiger Kopfzahl dem selbst-bebauten Boden abzurufen, dazu gehört freilich eine Gartenfläche von etwa 300 Quadratmetern, und 400 bis 500 Quadratmeter sind da erforderlich, wo auch der eigene Bedarf an Kartoffeln durch Selbstanbau gedeckt werden soll. Wenn man bedenkt, daß in Groß-Berlin rund 45 000 Laubenkolonisten Ruggartenbau betreiben, daß sich zu diesen auch noch Tausend und aber Tausend von Gartenpächtern und Parzellenbesitzern gesellen, die namentlich in den östlichen Vororten ausgedehnte Landstrecken bewirtschaften, so wird man verstehen, daß die wohlüberlegte, sachgemäße Bebauung der hier in Frage kommenden Ländereien, die früher nicht nur Ceidland waren, sondern teilweise sogar als Unland angesprochen werden mußten, bei der Erzeugung wichtiger Nahrungsmittel in der Reichshauptstadt eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

In dieser Kriegszeit wird die Wichtigkeit der Laubenkolonien und Kleingärten in allen Kreisen der Bevölkerung, auch von allen einschichtigen städtischen Behörden, anerkannt und gefördert. Nicht nur in vielen Großstädten, sondern auch in zahlreichen kleineren Orten, aber noch nicht in Groß-Berlin, haben die Behörden auf städtische Kosten Tausende von Kleingärten geschaffen, eingefriedigt, mit Wasserleitungsanschluß versehen, überhaupt in jeder wünschenswerten Weise ausgestattet und den Interessenten gegen eine niedrig bemessene Pacht zur Verfügung gestellt, auch Armenader eingerichtet, die Mittellosen zum Anbau von Kartoffeln usw. kostenlos überlassen werden. Was jetzt in dieser Hinsicht geschieht, wird nicht nur während der Kriegszeit, sondern auch nach Friedensschluß auf unabsehbare Zeiten segensreich wirken.

Wir müssen jetzt mit der Bewirtschaftung der Parzellen beginnen, den Boden vorbereiten, d. h. düngen und graben. Für die Düngung kommen in erster Linie Kompost oder Stallmist in Frage. Wie der Laubenkolonist den Komposthaufen anlegt und bearbeitet, um dadurch einen Teil der erforderlichen Düngstoffe selbst zu erzeugen, habe ich schon früher einmal ausgeführt. Die Anwendung von mineralischem Dünger vermeidet man in unserem Sandboden am besten; eine Ausnahme macht nur das Kalium des Bodens, wo es erforderlich ist, da Kalk die Grundlage jeder Düngung bildet. Man wendet in Sand- und Moorboden löslichen sauren Kalk an. In der gegenwärtigen Zeit, in der auch Kunstdünger aller Art, namentlich die wichtigen Stickstoffdünger, im Preise ungenüßlich gestiegen, ja überhaupt nicht mehr erhältlich sind, möchte ich noch einmal auf den Wert des Geflügeldüngers hinweisen. Die Laubenkolonisten, die Hühner und sonstiges Hausgeflügel halten, und die Besitzer von Laubengärten müssen den Geflügeldünger, den wertvollsten aller Stickstoffdünger, sorgfältig auffammeln, wenn irgend möglich in Säden oder Kisten, und trocken lagern; er darf erst im Frühjahr ausgebreitet werden, wenn das junge Wachstum eingefeht hat, da er sofort zu wirken beginnt und, auf den Komposthaufen gebracht, viel von seinen wichtigsten Bestandteilen verliert.

Der Samenbedarf muß sofort eingekauft werden. Ich empfehle den vermehrten Anbau der Hülsenfrüchte, die man nur zum Teil im grünen Zustand verbraucht, zum Teil aber ausreifen läßt, danach an der Luft trocknet und an den Winterabenden für den Küchenbedarf aufhebt. Das ist eine von den Kindern gern getane Arbeit. Von Bohnen kommen für die Körnerernte natürlich vorzugweise weiße Sorten in Frage, von Erbsen die rundkernigen, nicht runzeligen. Buschbohnen gebe man vor Stangenbohnen den Vorzug, weil sie früher mit der Ernte einsehen, mühelos zu pflücken sind, und weil Stangenbohnen die Nachbarbeete stark beschatten.

Bei Vorbereitung der Parzelle beachte man, daß Hülsenfrüchte und ebenso Wurzelgewürse frische Stallmistdüngung nicht vertragen, aber auch in nährstoffarmem Boden nicht gedeihen. In solchem gibt man vor der Bestellung reichliche Kompostdüngung.

Schon jetzt werden die ersten Erbsen gelegt, zunächst in den frühesten, niedrigen Sorten, die man nicht steingelt, die aber auch nur einen sehr bescheidenen Ertrag geben und deshalb mehr eine Luxuskultur darstellen. Wenn es deshalb nicht darauf ankommt, möglichst früh grüne Schoten zu haben, der lege nur hochwachsende, möglichst steingelnde Sorten. Die frühesten Erbsen legt man etwas tiefer als sonst, im Sandboden 6 bis 8 Zentimeter tief, denn es kommt vor, daß sie noch unter Frösten leiden. Liegen sie zu flach, so erfrieren sie in solchem Falle vollständig, werden auch leicht durch Vogelfraß vernichtet, liegen sie aber tiefer, dann erfrieren nur die Triebspitzen, die den Boden bereits durchbrochen haben. In diesem Falle erfolgt aber neuer Austrieb, so daß der ganze Schoben lediglich in einer kleineren Verzögerung des Erntebeginnes liegt. Die frühesten Sorten werden bei uns Ende Juni erntereif. Die Ernte erstreckt sich bis zum Hochsommer, wenn man in Zwischenräumen mehrere Saaten macht, die zweite Saat dann, wenn die erste aufgekeimt ist, die dritte nach Auslauf der zweiten und so fort. Im Hochsommer mihraten Erbsen unter Einwirkung von Hitze und Dürre, auch werden sie dann oft vom Mehltau befallen. Gleichzeitig mit den ersten Erbsen legt man die bei uns wenig verbreiteten metterharteren großen Saubohnen, die etwas höhere Anforderungen an die Bodenkrast stellen, im Moorboden trefflich gedeihen, in trockenem und hungertem Sandboden aber oft förmlich von schwarzen Läusen gefressen werden. Die Ernte beginnt im Hochsommer. Alle anderen Bohnen sind frostempfindlich; man legt die ersten anfangs Mai und dann weiter immer etwa bis zum Hochsommer, da bei ihnen im Gegenfah zu den Erbsen auch die späteren Saaten noch volle Erträge liefern. Reife Bohnen für den Winterbedarf erzielt man aber nur von der frühesten Saat, in sehr warmen Sommern auch noch von Saaten, die bis Ende Mai gemacht wurden. Am eine besonders frühe Ernte zu haben, kann man auch Bohnen in Töpfe legen, drei Stück in je einen Topf von etwa 8 bis 10 Zentimeter Weite, am Zimmerfenster antreiben und dann Mitte Mai mit Topfballen auspflanzen. Man hält für jeden so gepflanzten Busch einen leeren Blumentopf bereit, um ihn damit vorübergehend in kalten Nächten zu decken.

Besonders wichtig ist in Kriegszeiten der Anbau früherer Kartoffeln.

Ein großer Ansporn zum Anbau von Frühkartoffeln liegt in der Festsetzung eines Höchstpreises von 10 M. pro Zentner. Ein solcher Preis lohnt die Arbeit des Kolonisten. Beschaffung der Saatkartoffeln eilt aber, denn die Samenhandlungen fordern leider schon bis 14 M. für den Zentner. In gutem Boden kann man vom Morgen 50 bis 100 Doppelzentner ernten, während man auf ungenügendem Ceidland oft nicht einmal die ausgelegte Saatmenge wieder herausbekommt. Gedüngter Sandboden ist zum Anbau von Frühkartoffeln sehr geeignet.

Die besten Saatkartoffeln liefern mittelgroße, gesunde und schorf freie Knollen. Kartoffeln legt man bekanntlich nicht vor Anfang April, und die Ernte der frühesten Sorten beginnt nicht vor Anfang Juni.

Die Namen frühesten Gemüsesorten, das möchte ich hier hervorheben, führen den Laien meist irre. So sind, um nur zwei Beispiele anzuführen, die Erbsen „Allerfrüheste Mai“ und „Allerfrüheste Ernte“ nicht schon im Mai pflüßreif, sondern erst im Juni, und die sogenannten Sechswochenkartoffeln reifen nicht sechs Wochen nach dem Legen, sondern im allergünstigsten Fall erst zehn Wochen danach. Man kann aber bei Frühkartoffeln die Ernte verfrühen, wenn man die Saatknollen vor dem Auspflanzen in warmen Zimmer oder in der Küche etwas antreibt. Dies geschieht durch Auslegen der Knollen in mäßig warmem, hellem Raum. Hier welfen sie und treiben aus. So vorbereitet, werden sie dann, ohne Verletzung der jungen Triebe, ausgepflanzt; sie wachsen nur sofort weiter, während die nicht angetriebenen mehrerer Wochen bedürfen, bis sie die ersten Wurzeln und Triebe entwickeln. Unser lockerer Sandboden, der von Natur aus warm ist, eignet sich in hervorragendem Maße zur Kultur für Frühkartoffeln. Auch mittel-frühe Sorten, wie die bei uns so schön gedeihende Maffekrone, die Sorte Erfurt, Kaufens Juli u. a., reifen etwas früher, wenn man sie in der oben beschriebenen Weise antreibt und dann vorsichtig auspflanzt.

Es wird schon manchem Kolonisten aufgefallen sein, daß die Samen vieler Ruckpflanzen ziemlich frosthart sind, zum Teil selbst Samen von Pflanzenarten, die sich sonst als sehr wärmebedürftig erweisen. So sieht man im Vorfrömm häufig da Tomaten keimen, wo im Vorjahre reife Früchte abgefallen und verfault waren, während die Tomatenpflanzen selbst schon dem ersten schwachen Frost zum Opfer fallen. Die Frostbeständigkeit mancher Samen-

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Er hatte viel Uebung im Kombinieren, und was er allmählich von der gnädigen Frau herausbekam, formte sich zu einem seltsamen Bilde, so daß er seinen ursprünglichen, kleintlichen Plan mit den Brogenten zugunsten eines größeren verworfen und ihr bewundernde Blicke zuzuwenden begann. Entscheidend war namentlich ihre Frage, wie lange man in der Stadt für hundertfünfzig Kronen leben könne. Daraus ging deutlich dreierlei hervor: daß sie Geld hatte, daß sie es irgendwie durchbringen wollte, und daß Aussicht vorhanden war, sie wieder loszuwerden.

Und als der Wagen in einer Nebenstraße hielt, bezahlte er selbst den Kutscher. Das Hotel lag im zweiten Stod. Er bot ihr galant den Arm, und während sie die schmutzigen Treppen hinauffstiegen, drückte er ihren Arm und flüsterte bekümmert:

„Mit hundertfünfzig kommt man hier nicht weit. Aber Ihr Mann schickt Ihnen natürlich mehr, wenn Sie es brauchen?“

„Nein,“ erwiderte sie hilflos.

„Er kann Sie doch unmöglich umkommen lassen!“

„Nein, aber er wird der Ansicht sein, ich könne ja nach Hause reifen.“

„Bion,“ sagte der Agent unwillkürlich.

„Was meinen Sie?“ fragte sie niedergeschlagen.

„Ach, die verfluchte Treppe, man bleibt fast an den Abfäßen hängen. So ein Tyrann, sagte ich übrigens — denn das ist er.“

„Hören Sie mal,“ rief er plötzlich und blieb auf dem Treppnabsteg stehen, sie mit ungeschickter Harmlosigkeit betrachtend, „ich habe zwei Zimmer hier im Hotel, die stehen fast immer leer, weil ich so viel auf Reisen bin. Es würde mich freuen, wenn Sie die benutzen wollten. Sie sparen doch immer etwas dabei, und für mich kommt es auf eins heraus, da ich ja doch fort bin. — Wir können sagen, Sie wären meine Schwester,“ fügte er hinzu.

Ein wenig bekommen starrte sie vor sich hin. Der Agent gefiel ihr zwar, aber gefiel er ihr denn in dem Maße, daß sie ein solches Angebot annehmen konnte? Allerdings machte es nichts aus, da er ja immer fort war; und als Erlebnis

betrachtet, war die Sache amüsant, — wenn auch ein wenig Hals über Kopf, selbst für so eine Begebenheit. Aber das hatte sie auch von dem gestrigen Benehmen des jungen Mädchens auf Ded gemeint, und später war sie betäubt und neidisch gewesen. Wenn sie nun nein sagte und es doch der Anfang zu mehr wäre!

Trotzdem empörte sich etwas in ihr, und einen Augenblick hatte sie die größte Lust, sich gegen diesen Mann zu kehren und ihm das Gesicht zu zerkratzen. Aber er ersparte ihr die Antwort, indem er sie ohne weiteres in den zweiten Stod führte und klingelte. „Jetzt darfst Du nicht vergessen, Du zu mir zu fagen,“ flüsterte er, als drinnen Schritte zu hören waren.

Der Hausknecht öffnete.

„Guten Tag, Hans,“ sagte der Agent, hier bringe ich meine Schwester, Frau Sörensen aus Domborg. Sie wird bei mir wohnen, während sie sich die Stadt ein bisschen ansieht.“

Das Gesicht des Hausknechts war im Begriff loszugrinsen, aber ein drohender Blick des Agenten verhinderte es.

„Siehst Du, das ist also mein Junggefellenest,“ sagte er, als sie in seinen Zimmern standen. „Für ein Frauengemach ist es nicht berechnet, doch ich hoffe, Sie — Verzeihung, Du wirst nicht zu kritisch sein. Aber was bin ich doch für ein Töbel, Du weißt ja nicht einmal, wie ich heiße. Elias Jochumsen — ein gutmütiger Name, nicht wahr? Und Du heißt?“ fragte er und reichte ihr die Hand.

„Laura,“ erwiderte sie lachend. Er war in allem so drollig geradezu.

„Laura!“ wiederholte er mit dem Ausdruck froher Ueber- raschung, und bevor sie es sich versah, hatte er sie an sich gedrückt und geküßt.

Sie sah beleidigt aus.

„Au,“ rief er mit komischem Schred, „ich bin doch auch ein richtiger Clown! Ich wollte Ihnen — ä — Dir bloß zeigen, wo die Servante steht. Aber ich bin bereit, Dir Genugung zu geben.“

„Nein, ich danke,“ sagte sie und lachte widerstrebend. „Ich bin nicht rachsüchtig.“

„Doch, das sind alle Frauen — in diesem Punkt,“ sagte er und näherte sich ihr mit großen runden Augen.

Rückwärtsgehend entzog sie sich ihm, um den Tisch herum, und schlüßte mit warmem, glücksenden Lachen, als ob sie geküßt würde.

Bloßlich sprang er in entgegengesetzter Richtung, packte

sie an den Armen und warf sie aufs Sofa. Aber sie stemmte ihre Finger gegen seinen Hals und biß ihn wütend in die Hand.

Schred und sprachlose Verblüffung im Auge, zog er sich mitten ins Zimmer zurück. „Nun klinge ich dem Mädchen und bitte sie, reine Laken aufzulegen und zu besorgen, was Sie sonst nötig haben,“ stammelte er und wich zur Tür zurück. „Sie sind von der Reise sicherlich recht ermüdet.“

Als er in der Tür zum anderen Zimmer stand und sie keine Miene machte, ihn weiter anzugreifen, fand er seinen Mut wieder.

„Es sieht ein Schlüssel hier in der Tür,“ sagte er spöttisch; „denken Sie daran, ihn dreimal umzudrehen!“ Dann schloß er die Tür zwischen sich und ihr, nahm Kognak und Zigarren hervor und legte sich auf die Chaiselongue.

Mit verdunkelm, grübelndem Gesichtsausdruck blies er den Rauch von sich, tauchte von Zeit zu Zeit sein Taschentuch in das Kognakglas und badete die verwundete Hand. Ein verfluchter Biß war's! Und wenn nun gar noch Muttergistung entstand — Allweiberzähne waren gefährlich! Er hatte die größte Lust, die Sache aufzugeben, aber hundertfünfzig Kronen waren auch Geld — außer Naturalibus — und wie sollte er sie außerdem schon jetzt auf anständige Art vor die Tür setzen? Er dachte vorläufig nicht weiter daran und legte sich zu einem Schlächten zurecht.

Zur Mittagszeit weckte ihn heftiges Schluchzen aus dem anderen Zimmer. Er richtete sich auf und lauschte — gewiß, es war die „Bildlage“. Nun, das war nicht die schlimmste Wendung, die die Dinge nehmen konnten — auf Tränen verstand er sich entschieden besser als auf Bisse. Vorsichtig klopfte er an die Tür, öffnete sie ruhig und ging hinein.

Frau Sörensen lag zu Bett, das Haar war wir über dem Kissen ausgebreitet, wie vom Winde geweht; den Arm hatte sie über die Augen gelegt, und ihr Gesicht war gerötet und vom Weinen mit Blut gefüllt. Jochumsen konnte verweinte Frauen gut leiden, es lag so etwas Gefügiges über ihnen; still setzte er sich auf den Bettrand und ergriff ihre Hände. „Laura,“ flüsterte er, „Laura.“

Sie rollte sich herum und legte den Kopf auf seinen Schoß:

„Ich brauche jemanden, der ein wenig gut zu mir sein und mich verstehen will. Ich habe niemand, gar niemand,“ flüsterte sie.

(Fortf. folgt.)

arten ermöglicht uns die Ausführung von Winterarbeiten. Wichtig sind jetzt die Spinnarbeiten. Die dem Boden anvertrauten haben stöcker Quellen unter Einwirkung der Feuchtigkeit, und die Regenwasser bewirkt rasch die Keimung. Von dieser bis zur Entfaltung vergehen nur wenige Wochen. Der Winter- und Frühjahrs-Spinat ist bekanntlich der beste, im Sommer ist Spinnat dagegen ein unansehnliches Gemüse, da er an warmen Tagen nur kleine Blätter bildet und rasch in Samen schiebt. Auch Karotten, die sich lange Zeit zur Keimung nehmen, kann man im Winter säen, die ernten schon im Februar, und zwar breitwürfig. Da die Samen mit Widerhaken versehen sind und sich infolgedessen zahlreich zusammenhängen, was das gleichmäßige Ausstreuen unmöglich macht, so verlangt man stets abgeiebene Saat. Für die erste Saat verwendet man die frühesten kurzen und stumpfspitigen Sorten, die auch im Frühjahr die feinsten sind, für spätere Saaten die ergebnisreicheren längeren, meist Nöhren genannten, die uns unseren Winterbedarf liefern.

Die Dardanellen in der Kriegsgeschichte.

Der Versuch der verbündeten englischen und französischen Flotte, durch eine starke Beschießung den Durchgang durch die Dardanellen zu erzwingen, bedeutet ein neues Kapitel in der Geschichte dieser berühmten Meerenge, mit der so viele politische und strategische Probleme verknüpft sind. Der englische Admiral Dudenbrough, der Führer der britischen Flotte, dem es am 19. Februar 1807 zum letztenmal gelang, wider den Willen der Türken in die Meerenge einzufahren, hat einen Angriff auf die Dardanellen „eine der gefährlichsten und schwierigsten Unternehmungen der Kriegsgeschichte“ genannt. Ihre strategische Bedeutung haben die Dardanellen erst seit dem Aufkommen der Geschütze erhalten, denn die Kanonen beschränken die enge Straße, während vorher die Durchfahrt nur durch eine Flotte verhindert werden konnte. Doch hatte der Hellepont, wie ihn die Alten nannten, schon vorher in der Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt, seit dem berühmten Übergang des Xerxes, der auf einer riesigen Brücke aus 300 Schiffen Stromaufwärts seine gewaltigen Heere hinabführte. Alexander der Große setzte dann hier nach Asien über. 1356 überschritten die Türken die Meerenge und hatten nun als Herren von Konstantinopel und Beherrschern des Landes nur einen Angriff vom Meere aus zu fürchten. Von nun an war das Problem einer starken Befestigung der Dardanellen für die Sultane eine Lebensfrage, der sie immer wieder ihre Aufmerksamkeit zuwandten. So hat auch Mustafa bei seinem Besuch in der Türkei eine Denkschrift über die Befestigung der Dardanellen für den Großherrn ausgearbeitet.

Zunächst erbaute Sultan Mohammed II. 1462 die beiden „alten“ Schiffe Sedbil-Bahre und Fichan-Kalesi, jetzt Kale-Sultanieh; ihnen gegenüber errichtete 1650 unter Mohammed IV. der Große die beiden „neuen“ Dardanellenschiffe Rum-Kale und Kilib-Bahre. Alle späteren Befestigungen wurden dann um diese mit Mörserkanonen ausgerüstet und vielfach ausgebauten Schiffe gruppiert. Immer wieder haben die Türken diese großartigen Befestigungsanlagen den Fortschritten des Fortifikationswesens und der Waffentechnik anpassen gewußt und bis in die neueste Zeit an ihrer „Modernisierung“ gearbeitet; wenn sie dies einmal vernachlässigten, so hat sich das bitter gezeigt. Lange Jahrhunderte waren die Türken inhaft, die Hauptstadt zu schützen, und wußten in den heftigen Kämpfen mit den Venezianern die Durchfahrt durch die Dardanellen stets zu verhindern. Erst am 23. Juli 1770 gelang es 7 russischen Kriegsschiffen unter dem Befehl des Admirals Siphingstone, die Türken zu überwinden; sie drangen unbehindert durch die Befestigungen durch, da die Geschütze keine Munition hatten, gelangten aber nur an Rum-Kale und Sedbil-Bahre vorbei bis Reys-Burum; weiter wagten sie sich nicht vor. Der heftige Schrecken, der durch diesen Heberfall verursacht wurde, veranlaßte die Türken zur Ausbesserung der Befestigungen; doch wurden diese Arbeiten, die der Baron von Tott zunächst energisch durchführte, bald wieder vernachlässigt. Die Folge davon war, daß 1807 eine englische Flotte von 8 Linien Schiffen, 4 Fregatten und einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge ohne jede Behinderung die Dardanellen passierte. Am 20. Februar 1807 erschien zum ersten Male seit 1453 eine feindliche Flotte vor der Hauptstadt des Osmanischen Reiches. Große Erfolge konnte sie aber nicht erzielen, denn die Türken erwiderten nun ihre Schiffe und Kanonen mit heftigerer Energie; die Engländer fürchteten, in eine Falle zu geraten, und traten am 2. März eilends den Rückzug an, wobei sie durch die nunmehr in Handgefaßten türkischen Geschütze schwere Schäden erlitten. Seitdem ist keine Erzwingung der Durchfahrt mehr gelangt. Die Blockade der Dardanellen durch die Russen 1829 war ohne Erfolg, und die Durchfahrten der Russen 1833, der Engländer und Franzosen 1853 und der Engländer 1878 erfolgten mit Erlaubnis der hohen Pforte und geschahen zum Schutze der Türken. Auch die Beschießung der Dardanellen im Jahre 1912 verlief ohne jeden Erfolg.

Kleines Feuilleton.

„Nach der Natur.“

In der Zeitschrift „Der Reuter“ macht Hans Wankow zum Thema „Nisch im Kriege“ einige Bemerkungen, die viel Zutreffendes enthalten:

„Was wird eine spätere Zeit bei uns sagen, wenn sie diese Hefle bezieht? Denn in ihnen soll das Wort durch das Bild unterstützt werden. Aber es wird gefächelt. Für diese Zeichner, die entweder im Jahre 1715 oder auf dem Monde leben, sind die sämtlichen 900 000 Artikel, Feldpostbriefe und Tagebücher über die Leere des Schlachtfeldes, die Unfähigkeit des Gegners und die qualvolle Unjauerkeit in Schützengräben, Paraden und Bauernhöfen nicht gezeichnet worden. Leere des Schlachtfeldes ist unsinnlich, Unfähigkeit des Gegners weniger dramatisch, und unpoetisch die Unfähigkeit in den Gräben, in denen unsere Truppen, an deutsche Keuschheit gewöhnt, manche vom Großstadtluxus verwohnt, trotz beschmierten Wärmern, zerrissenen Röcken und ungezierter aller Art inapiere Soldaten sind und bleiben. Unpoetisch, undramatisch, unsinnlich! Also zeichnet der Zeichner statt Leere des Schlachtfeldes Kavallerieatoladen, statt Unfähigkeit des Gegners Artilleriekanonen auf 200 Schritt (!), statt des Krieges wie er ist, und oft mehr Heroismus zum Ertragen des Schmutzes als der Todesgefahr anfordert, ein Paradebild — was sage ich? — eine Kaiserparade! Hier wird zum Kriege gesagt: „Bitte recht freundlich!“ und dann wird er gezeichnet „nach der Natur“. Wie armselig, wie lahm und leer ist doch eine Phantasie, die Helidentum sich nur mit der Gedärde des geschwungenen Säbels, Sieg nur in Form einer hochgewachsenen Röhre und eines aufgerissenen Mantels und Tapferkeit nur in schimmernder Wehr vorzustellen vermag! Aber die Wehr ist vom Pulverdampf, Staub und Blut und Blut um den Schimmer gebracht. Zu müde, viel zu müde sind die Soldaten nach erstürmtem Sieg, um Hurra! zu schreien. Und nie, niemals werden unsere Kinder aus diesen Blättern entnehmen, wie sehr, wie unfähig ihre Väter gelitten haben und wie herrlich groß sie waren, weil sie trotz dieser Leiden feuchtnasse Helmen gewesen, die Leiden überwandten und siegten. Hier aber sind nicht unsere Truppen verherlicht, die wir über den siebten Himmel erheben wollen, sondern der Krieg, den wir nicht verherlicht sehen möchten. Denn dieses Land, die Heimat zu lieben, wollen wir unsere Kinder lehren, mit aller Zähigkeit, bis zur Selbsterhaltung, bis zum Opfertod in der Schlacht, aber nie die Schlacht lieben um ihrerwillen, den Krieg an sich. Das wäre undeutlich. Und so sind diese schneiderhaften, unsinnlichen und wegen ihrer Oberflächlichkeit in der Tendenz verberlichen Hefte undeutsch im tiefsten Sinne. Unkunst wird hier, wie überall, leichten Endes Unmoral.“

Das Leben der Deutschen in London.

Ein Mitarbeiter der „Daily News“, der mit den Verhältnissen der jetzt in London lebenden Deutschen und Oesterreicher sehr vertraut ist, gibt einen interessanten Einblick in das Leben, das unsere Landsleute in der englischen Hauptstadt führen. Er hat mit einer beträchtlichen Anzahl der offiziell auf 18 000 geschätzten Deutschen und Oesterreicher in London sich unterhalten, hat die Cafés, Restaurants und andere Zufluchtsstätten vom Westend bis in die Nähe des Hafens besucht, wo sie sich aufhalten und vieles in Erfahrung gebracht, was sich sonst dem Blick des Engländers verbirgt. In einigen Kellerheimen, wo sich Deutsche aufhalten, erfuhr er, daß deutsche Keller in kleineren englischen Gasthöfen Anstellung finden, während die großen Hotels den „Heinden“ allerdings jetzt verschlossen sind. Ebenso stellt man in den Pensionen deutsches und österröichisches Personal an, weil es billiger ist als erfahrenes englisches, das überhaupt schwer zu bekommen ist. Die Keller sind mit der Behandlung ganz zufrieden; sie beklagen sich nur darüber, daß man die persönlichen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt und verheiratete Familienmitglieder entlassen habe, während junge Männer ihre Stellen beziehen. Was die anderen Verufe angeht, so sind deutsche Zimmerleute zum größten Teil stellungslos, während deutsche Schneider sehr gesucht sind. Sie verdienen recht gut, und ebenso gibt es eine Anzahl deutscher Anopfmacher, die in den Fabriken angestellt und dort unentbehrlich sind. Deutsche Schlichter und österröichische Bäder finden ausreichende Beschäftigung. Schlecht sind die Aussichten für deutsche Schriftsteller, und am schlimmsten haben es die zahllosen deutschen Priester, die keine Stellung finden. „Die Deutschen, die man in Hinterzimmern bestochen und unauffällig beschäftigt kann, verdienen ihr Brot.“ Klage ein Priester, „aber für die, die durch ihren Beruf in Verbindung mit den Kunden gebracht werden, ist wenig Aussicht auf Beschäftigung.“

Der Verfasser besuchte mit einem österröichischen Kunstschiller ein Bierhaus, in dem sich seine Landsleute zusammenfinden und pflegen. Die Engländer, die hier verkehren, sind an die Anwesenheit dieser Fremden ganz gewöhnt, und es fällt ihnen nicht auf, wenn sie sich deutsch unterhalten! Sobann erhebt er auch Zutritt zu einem deutschen Klub in der Nähe der City. „Der Klub bestand aus einem Raum in einem Laden, dessen Jalousien heruntergelassen waren. Auf einem Tisch waren deutsche Zeitschriften aufgestellt, so Kartoffelalat, Bismarckheringe, Salzsauren usw., Mengen von Wärschen hingen aufgereiht von der Decke herunter. Eine Gruppe von Handwerker sah rund um einen Tisch nahe am Feuer, und sie hörten den Reden eines Barbiers zu, eines Herrn in einem gutgeschnittenen Rock mit weißem Schilp, der das große Wort führte. Der Redner war ein Berliner.“ Die Deutschen haben große Zuehrlichkeit für den Sieg ihres Landes und halten unerschütterlich daran fest, trotz der englischen Nachrichten, die sie allein erhalten. Die Deutschen der höheren Stände, zum Teil wohlhabende Kaufleute und Bankiers, haben in der Regel ihre Geschäfte aufgeben müssen. Nur einige wenige Deutsche verkaufen ihre Waren noch weiter oder haben sich auf die Fabrikation neuer Artikel, wie Spielwaren und künstliche Blumen, geworfen. Das deutsche Element

auf der Börse, das dort eine so große Rolle spielte, ist verschwunden; während man früher rings um die Börse fast ebenso viel Deutsch wie Englisch hörte, magt nun niemand mehr in der Öffentlichkeit deutsch zu reden; viele, die fürchten, ihre Aussprache des Englischen könne sie verraten, bedienen sich der französischen Sprache. Diese wohlhabenden Leute führen sich auch nicht über schlechte Behandlung, Am schlimmsten geht es den deutschen Bureaubeamten und Geschäftsreisenden, die ihre Stellungen verloren haben. Viele von ihnen sind in größter Not und werden aus Mitteln der deutschen und österröichischen Kolonien unterstützt.

Ein Zensurstückchen.

Von der Schweizer Grenze wird der „Frankf. Ztg.“ unterm 23. d. M. geschrieben: Der Leiter des „Figaro“, Alfred Capus schilderte vorgetern vor einer literarischen Gesellschaft in Paris das Wirken der französischen Zensur während der jetzigen Kriegszeit. „Die Beziehungen der Presse zur Zensur“, so erzählte er, „ermangeln keineswegs eines gewissen Reizes; sie fallen in die späten Abendstunden und geben durchs Telefon. Man schickt die Korrekturabzüge der Zeitung nach dem Bureau der Zensur, und eine oder zwei Stunden später zeigt die Zensur — vertreten durch eine Person, deren Namen man nicht kennt und von der man nichts hört, als eine strenge Stimme — Ihnen in ziemlich kurzem Tone an, was morgen erscheinen darf oder nicht. Wenn ich von dem kurzen Ton der Stimme spreche, so meine ich den Ton der ersten Zeit. Heute sind die Beziehungen zur Zensur, wie ich hinzufügen muß, unendlich viel angenehmer geworden. Der Mann am Telefon distilliert manchmal liebenswürdig mit Ihnen; er bittet höflich, diese oder jene politische Betrachtung zu entfernen, weil sie die Regierung „genieren“ oder den Burgfrieden der Parteien stören könnte; er versucht, mehr zu überzeugen als zu drohen, und die Zeitungen wahren so den Schein, als ob sie einen Rat, nicht aber einen Befehl befolgen. Die ganze Zwiegespräche zwischen der Zensur und der Presse kann sich überhaupt in das folgende kurze Spiel von Fragen und Antworten zusammenfassen lassen:

„Es wäre sehr nett von Ihnen, mein Herr, wenn Sie diese wenigen Zeilen in Ihrem Artikel unterdrücken würden; ich bitte Sie darum als eine persönliche Gefälligkeit!“

„Und wenn ich es doch nicht tue?“

„Wenn Sie es nicht tun, dann würde ich mich eben, den Tod im Herzen, gezwungen sehen, die Ausgabe Ihrer Zeitung zu unterbrechen.“

Gestehen Sie, daß es schwierig ist, sich nicht vor dieser Mischung von Höflichkeit und Tyrannie zu beugen, und Sie werden verstehen, warum Sie so viel Weh in den Zeitungen bemerken.“

Notizen.

— Musikchronik. Bei dem 8. Konzert der Volksbühne im Theater am Bülowplatz, das Sonntag, den 7. März, mittags 12 Uhr, stattfand, werden u. a. folgende Stücke aufgeführt: „Ein feste Burg ist unser Gott“ von Bach, „Wer unter dem Schirm des Himmels ruhet“ von Meyerbeer, Gebet aus der „Stimmen von Vortice“, Vaterland aus „Mien“, Pilgerchor, Gebet und Lied an den Abendstern aus „Lambacher“, „Blücher am Rhein“ und Antischlief von Georg Schumann uim.

— Vorträge. Freitag, den 5. März 1915, abends 9 Uhr, spricht im Rollendorfsaal, Bülowstr. 2, Dr. Baer über: „Das Problem der Anpassung und seine Lösungsvorschläge.“

— Theaterchronik. Der Tenorist Rudolf Berger vom Königl. Opernhaus ist erst vierzig Jahre alt, in New York gestorben. Im Anfang des Krieges war er österröichischer Offizier, dann ging er wegen eines Fußleidens in Urlaub und gastierte in Amerika. Die Todesursache ist noch unbekannt.

— Holzschuhe für den Schützengraben. Der französische Arzt Galtzer, der im Hospital von Bilemin eine Reihe von Fällen erkrankter Hüfte beobachtet hat, berichtet darüber in der Pariser Akademie für Medizin. Unter der Einwirkung der Kälte schwellen die Hüfte an und werden von den durch die Feuchtigkeit hart gewordenen Schuhen eingezwängt. Zur Abhilfe schlägt Galtzer vor, daß der Aufenthalt in den Schützengräben immer möglichst kurz bemessen sein soll; vor allem aber wäre das Tragen von Holzschuhen oder wenigstens von Schuhen mit Holzsohlen erforderlich.

— Chinesische Kriegsliteratur. In der ostasiatischen Lyril findet man kaum ein Kriegsgedicht. Der Frühling wird beklagt, die Pfirsichblüte, der Mondschein, der auf alten Fichten spielt, die stille Ruhe ländlicher Arbeit. Trifft man aber auf ein Soldatenlied (Mäcker hat einiges der Art aus dem Chinesischen überetzt), so findet man auch hier statt Droungängertums und Schlachtenfreudigkeit nur Klagen über das traurige Geschick des Krieges, über das Dantiederliegen friedlicher Freuden. Eines dieser chinesischen Kriegslieder lautet: „Als wir zogen aus, / Standen schön die Saaten; / Kommen wir nach Haus, / Sind sie schlecht geraten. / Lange Weite, / Schmale Spalte! / O was ich ertrug Ungeübten! / Seit man fährt / Nicht das Schwert lieh, / Statt den Pflug!“

Theater für Donnerstag, 4. März:

Berliner Theater

8 Uhr: Extrablätter!

Deutsches Künstler-Theater

7 1/2 Uhr: Peer Gynt.

Deutsches Opernhaus, Charlottenb.

7 Uhr: Lohengrin.

Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.

8 Uhr: Die Fledermaus.

Gebr. Herrfeld-Theater

8 Uhr: Familie Plaschek. Heilbring contra Heilbring.

Kleines Theater

8 Uhr: Jellchen Geberl.

Komische Oper

8.10 Uhr: Gold gab ich für Eisen.

Komödienhaus

8 Uhr: Bunter Abend.

Lessing-Theater

8 Uhr: Ein Volksfeind.

Leustspielhaus

8 1/2 Uhr: Die Orientreise.

Metropol-Theater

8 Uhr: Woran wir denken!

Montis Operetten-Theater

8 Uhr: Der liebe Pepi.

National-Theater, Köpenicker Str.

8 1/2 Uhr: Wenn d. Landsturm kommt

Residenz-Theater

8 Uhr: Die Schöne vom Strand.

Rose-Theater

8 Uhr: Berlin im Felde

Schiller-Theater O.

8 Uhr: Das Prinzip.

Schiller-Th. Charlottenbg.

7 1/2 Uhr: Faust I. Teil.

Thalia-Theater

8 Uhr: Kam'rad Männe.

Theater am Nollendorfpl.

8 1/2 Uhr: Immer feste druff!

Sonnt. 8 1/2 Uhr: Der Graf v. Luxemburg.

Theater des Westens

8 Uhr: Rund um die Liebe

Theater in der Königsgrätzer Straße

8 Uhr: Königin Christine.

Trianon-Theater

8 1/2 Uhr: Das Liebesnest.

Volksbühne. Theater am Bülowplatz

8 1/2 Uhr: Der Strom.

Walhalla-Theater

8 Uhr: 1914.

URANIA Taubenstr. 48/49.

4 Uhr (Halbe Preise): Auf d. Schlachtfeldern Ostpreußens

Abends 8 Uhr: Dr. Spothmann: Der Kanal u. die Ostküste Englands.

Zirkus Alb. Schumann

Donnerstag, 4. März. Anf. 7 1/2 Uhr:

Gala-Vorstellung

mit besonders gewähltem Programm.

U. a. Artur Saxen-Trio mit

ihrem lebenden Automobillbrücke.

Frl. Serri, Reitkünstlerin.

4fache Fahrschule, geritten von

Herrn Ernst Schumann.

1 Circusus 1.

Octavio Tiergruppe.

Um 9 1/2 Uhr: Um 9 1/2 Uhr:

Ost und West

Großes patriotisch. Schauspiel

aus der Gegenwart in 4 Akten

Casino-Theater.

Lothringer Straße 57. Täglich 8 Uhr.

Das neue dreifache Soltslustspiel:

Der Herr Kommerzienrat.

Dazu das erstklass. Spezialität. Programm

Welterste Kriegsbilder uim uim.

Sonnt. 4. U.: Durch Klippen u. Wellen.

Reichshallen-Theater.

Stettiner Sänger.

Zum Schluß: Weihnachtsabend im Schützengraben

Anfang 8 Uhr. Militärpersonen und deren Angehörigen vollständig freier Zutritt zu den Stett. Sängern.

WINTERGARTEN

Fritzi Massary
Olga Desmond

sowie der
= neue =
März-Spielplan!

Kleine Preise!

Theater-Folies-Caprice

Posen-Theater

Sprechstunde.

Ein angenehmer Herr.

Martin Kettner a. G.

Voigt-Theater.

Badstr. 58. Badstr. 58.

Morgen Freitag, den 5. März 1915:

Gold und Liebe.

Schauspiel in 4 Akten und 5 Bildern

von Edmund Dörmann u. Helm. Käger.

Koffen-Übung 7 Uhr. Anf. 8 Uhr.

Bechst-Insaal: Sonntag, 7. März, abds. 7 1/2 Uhr:
Fröhliche Kunst in Wort und Bild (im Volkston)
von Margarete Walkotte.
Kart. 1 u. 2 M. bei Bote & Bock u. A. Wertheim.

Bekanntmachung.
Die am 29. November 1914 vom Kaiserlich beschlossene Abänderung des § 28 der Kaiserliche Verordnung hat die Genehmigung des Kaiserlichen Oberverwaltungsamtes Groß-Berlin erhalten und tritt mit dem Tage der Bekanntmachung in Kraft.

Der Vorstand der Ortskrankenkasse der Redhauser, Optiker und verwandten Gewerbe zu Berlin.

Monatsanträge, Paletts, großes Lager (spottbillig), Fährtenzell, Rosen-Isolerstraße 10.

ORIGINAL SINGER NÄHMASCHINEN
SINGER Co. Nähmaschinen Act. Ges.
Berlin W. 8, Leipziger Straße 92.
Verkaufsstellen in allen Stadtteilen.